



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blum, Hans: Karl Braun´s neuestes Werk.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lich Katholischen, protestantisch beklebten Fahne. Ueber die Zinnen dieser Festung schauen die reformirten, aber sich für lutherisch haltenden Päpste wunderbarlich, fremdartig, feindlich mit stolzester Verachtung der in den vollendeten Thatsachen liegenden Rathschlüsse Gottes in das neue Reich aus.

Karl Braun's neuestes Werk. *)

Es gehörte eine zeitlang in Deutschland zu dem Kennzeichen eines kritischen Kopfes, jede im Börsenblatt angezeigte Novität Karl Braun's mit dem Bemerkten abzuthun: „Der Mann schreibt zu viel.“ Von welcher Zeit an das zuviel datirte, oder welche Dosis Schriftstellerei dem Autor allenfalls zu gestatten sei, sagte uns dagegen kein Kritikus. Auch jener Staatsanwalt, der sein Plaidoyer mit dem Satze begann: „es lägen abermals viel zu viel Meineide zur Aburtheilung vor,“ blieb dem Vertheidiger die Antwort schuldig auf die Frage: „wie viele Meineide denn der Staatsanwalt für wünschenswerth halte.“ Diejenigen, welche sich dieses unvollkommene Urtheil über Braun's Schriftstellerei erlaubten, zerfielen in verschiedene Klassen, von welchen jede aus verschiedenen Gründen zu Braun's Schriften sich ungefähr in dasselbe Verhältniß gedrängt sah, wie der Staatsanwalt zu den vielen Meineiden. Die erste Klasse von Kritikern bestand aus socialen und politischen Gegnern. Ihnen erschien Braun's Schriftstellerei überhaupt von Uebel, stellenweise sogar verbrecherisch. Denn sie wußten genau, auch ohne Braun gelesen zu haben, daß jede seiner Schriften verschiedene tödtliche Waffen gegen sie schwinde, welche sie selbst in ihrer Rüstkammer in dieser Schärfe und Geschliffenheit nicht besaßen. Aber von den Freunden gesellte sich mancher unter die Warner vor weiterer Production; auch unter ihnen mancher, der Braun's Sachen nicht gelesen hatte. Wohl aber war die Warnung pro aris et focis erlassen. Jeder hat nämlich nur ein bestimmtes Maß von Freunden. Auch Karl Braun. Feinde hat mancher mehr als Freunde. Die Feinde haben aber die ungemüthliche Eigenthümlichkeit, lieber zu tadeln als zu loben. Auch das Gute ist vor ihrem Tadel nicht sicher, und wenn es so gut ist, daß es nicht getadelt werden kann, so sind sie so unartig, Moltke's Strategie zu copiren: sie schweigen es todt. Der Schriftsteller, der Freunde

*) Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien, 3 Bände. Carl Rümpler, Hannover, 1874.

und Feinde hat, ist also in Betreff des Lobes — abgesehen von dem neutralen Publikum — lediglich auf seine Freunde angewiesen; der Tadel kommt ihm ganz ohne sein Zuthun, namentlich dem politischen Schriftsteller, der mit der Rechten auf die Schwarzen, mit der Linken auf die Rothcn oder auf irgend eine sonstige politische oder wirthschaftliche Abnormität losgeht. Die Freunde aber, namentlich diejenigen, die mit der Feder zu secundiren verstehen, die Einfluß haben in der Presse, sie haben wieder für jeden ihrer Freunde bei der colossalen literarischen Production in Deutschland nur einen bestimmten Raum, eine bestimmte Zeit zu vergeben, denn die Feinde wollen sie doch auch abthun. Wenn da ein einziger Freund des Jahres zu oft kommt mit lobesbedürftigen Anliegen — da geht's dem befreundeten Kritiker wie dem soliden Staatsanwalt, der mehr Meineide vor sich sieht, als absolut wünschenswerth sind. —

So menschlich dieser Standpunkt sein mag, dem ideellen Recht und Beruf der Kritik entspricht er nicht. Sie mißt nicht die Person, sondern die Sache; nicht das Quantum, sondern das Quale, das geboten wird. Und sie wird billig Den am höchsten schätzen, der in beiderlei Hinsicht das meiste bietet. Unter denjenigen, die auf volkswirthschaftlichem und auf politisch-nationalem Gebiete schriftstellerisch thätig sind, wird nun aber kaum irgend einer bessere Vorbedingungen besitzen, um mit Leichtigkeit eine Menge guter Schriften hervorzubringen, als derjenige, der vor und nach der Neugestaltung Deutschlands seit 1866 im Vordergrunde des parlamentarischen Lebens, unter den nationalen Parteien gestanden ist. Diese Grundlagen gedeihlichen und erfreulichen Schaffens vereinigt kaum ein Anderer so sehr in seiner Naturanlage, seiner Vergangenheit, seiner gegenwärtigen Stellung, als Karl Braun. — „Ich habe die schönste Zeit meines Lebens und vielleicht auch den bessern Theil meiner Kraft im Kampfe wider die Zersplitterung Deutschlands verwendet,“ schreibt er im Vorwort zu dem vorliegenden Werke. Ja, wer in dem harten, die Besten ermattenden, tagtäglichen Kampfe mit dem unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes allergnädigsten Privilegio allmächtigen Particularismus seine parlamentarischen Sporen verdient und einen über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinausreichenden Ruhm sich erworben, der wird sicherlich auch einem spätern Geschlecht die Fülle des Lesenswerthen zu berichten haben. Aber mehr als das. Seine Augen sind in ganz anderer Weise, als diejenigen des preussischen Politikers selbst, geschult, inmitten der auf- und niedermogenden Leidenschaften und Tagesinteressen der Parteien, den nationalen Standpunkt und Plan der deutschen Vormacht zu erkennen. Und aus dieser Fähigkeit ergibt sich in einer parlamentarischen Thätigkeit, die auch nur das letzte Jahrzehnt, geschweige denn die doppelte Frist umspannt, wiederum eine ungewöhnliche Fülle höchst nützlicher und lehrreicher Wahr-

nehmungen. Last not least tritt dazu die Thätigkeit in den norddeutschen Parlamenten seit dem Frühjahr 1867, dann im deutschen Reichstag seit 1871. Wer einmal dem parlamentarischen Leben dieser letzten Periode angehört hat, und dann sein otium cum dignitate außerhalb genießt, wird sich allerdings sehr wohlthuend berührt fühlen von der fröhlichen Objectivität, die ihm, fern von der Zinne der Partei, daheim ermöglicht ist. Aber dennoch fühlt er auch wie eine Art von Heimweh und capitis deminutio den weiten Abstand des Privatlebens von dem hohen Beruf, den die unzufriedenen Journalisten Deutschlands „die deutsche Geseßsmacherei“ nennen. Welche reiche Quelle des modernen Lebens unseres Volkes fließt aus den Arbeiten der geseßgeberischen Factoren des Reiches! Wie vertraut wird auch dem geringsten der Abgeordneten die Thätigkeit, in welcher Regierungen und Volk den Forderungen der Zeit wetteifernd gerecht zu werden trachten. Der Abgeordnete lernt Tag für Tag die Stimmungen kennen, welche die Vorlagen der Regierungen bei den Vertretern des Volkes wecken. Jedes wichtige Argument, das in dem vertrauten Kreise der Kommissionen, in der geheimen Berathung der Parteigenossen, jedes treffende Wort, das im offenen Parlament gesprochen wird, vernimmt er in dem Moment selbst, da es zu Tage tritt, als das lebendige Wort des lebendigen Geistes. Er lernt vor Allem schätzen die diplomatische Arbeit des Abgeordneten, den Werth der Compromisse zwischen scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen; er erkennt, daß auch in der praktischen Politik der Satz von dem Parallelogramm der Kräfte gilt, und die Diagonale die richtige Linie ist zwischen zwei excentrischen Kräften und Richtungen. Mit einem Worte: denjenigen halten wir am geeignetesten, unser öffentliches Leben der Gegenwart fruchtbringend zu schildern, dem sein Geschick eine so ehrenvolle und erfahrungsreiche Betheiligung an der Bewegung unserer Tage angewiesen. —

Wenn Jemand behauptet, Karl Braun schreibe zu viel, so streitet die Vermuthung dafür, daß er die Bedeutung der angeführten Momente unterschätze. Er nimmt nämlich an, Braun habe das betreffende Werk in der leztvergangenen Frist zu Stande gebracht. Allein das ist — man darf wohl sagen immer — unrichtig. Kein einziges Werk des fruchtbaren Politikers veröffentlicht Studien und Gedanken, welche aus der Welle des Tages geschöpft sind. Alle Werke Braun's, auch diejenigen, welche scheinbar nur einem Tagesinteresse dienen, wie die „Vier Briefe eines Süddeutschen“ oder der „Frankfurter Schmerzensschrei“, „Während des Krieges“ u. s. w. enthalten Material, das der Verfasser aus zeitlich sehr entlegenen Erfahrungen und Studien entnimmt: bald aus seiner fachphilologischen Zeit, die fast dreißig Jahre zurückliegt, bald aus seiner Thätigkeit im Volkswirthschaftlichen Congresse, bald aus seinen späteren parlamentarischen Erinnerungen und

Studien. Rechnet man zu alledem ein unseugbares Geschick in der Kunst, die scheinbar trockensten Stoffe in ansprechend-fesselnder Weise zu behandeln: so ist Karl Braun's Berechtigung und Bedeutung als Schilderer und Kritiker der bewegenden Ideen unserer Zeit in einigen der Hauptbeziehungen dargelegt.

Diese reiche Kraft und Erfahrung beschenkt uns am Ausgang des Jahres abermals mit einem dreibändigen Werke: „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers.“ Aber wiederum nicht seit heute und gestern war der Inhalt dieser Mappe gesammelt. Die stattlichsten Arbeiten, die aus Braun's öffentlichem Wirken geflossen, sind hier vereinigt. Längst erfreuen sie sich der hohen unbefreitbaren Autorität, welche Reichsgesetze genießen: so seine warmherzigen, warnenden Worte, die auf die Beseitigung der politischen Gehindernisse abzielen, „das Zwangscöllbat der Mittellosen“ in ergreifenden Farben schildern.*) Der Einwand ist zu erwarten, warum Braun in ein Werk, das die Jahreszahl 1874 trägt, diese Arbeit aufgenommen habe, die Ende 1867 geschrieben ist. Doch dieser Einwand, wenn er erhoben wird, zeugt nicht von großer Sachkenntniß. Die humanen Grundsätze, für welche der annectirte Neupreuße des norddeutschen Bundes 1867 eintrat, sind heute allerdings Gemeingut der Reichsgesetzgebung — aber immerhin mit Ausnahme von Bayern. „Die bayrische Regierung“, sagt der Verfasser in seinem „Nachwort von 1873“, „bedang sich in dem Schlußprotocoll vom 23. Nov. 1870 ausdrücklich aus, daß das Gesetz vom 4. Mai 1868 jedenfalls nicht zu denjenigen Gesetzen gehört, deren Wirksamkeit auf Bayern ausgedehnt werden könnte.“ Und wenn auch die Härten der früheren bayrischen Gesetzgebung seit 1869 vielfach gemildert sind, so „genießt doch Bayern auch hier das bedauerliche Privileg, an der Spitze des Separatismus und an dem Schwanz der Civilisation zu marschiren.“ Andere der von Braun zuerst in der Presse, und später theilweise in dem Referat der Reichstagscommission begründeten wirthschaftlichen Rechts- und Kulturreformen sind glücklicherweise allgemein im deutschen Reiche durchgegangen, so die Aufhebung der Wuchergesetze und der Schuldhast, welcher die Aufhebung der Lohnbeschlagnahme auf dem Fuße folgte. Daß Braun auch diese Arbeiten hier wieder abdruckte, wird für Viele Interesse haben, welche sich nicht blos über die lex, sondern über die ratio legis orientiren wollen, und außerdem zeigen alle diese Abhandlungen**) recht deutlich, wie wenig die neue Schule der Rathedersocialisten ein Monopol auf „ethisches Pathos“ hat, und wie lebhaft bei der, jetzt geringschätzig mit „Nichts als Freihändler“ bezeichneten volkwirthschaft-

*) 2. B. S. 218 — 302.

**) ebda. S. 304 — 375.

lichen Richtung dasselbe ethische Pathos in bei weitem werththätigerer Liebe und Hülfe für die Leiden des kleinen Mannes zu einer Zeit sich äußerte, wo diese geringgeschätzte Partei noch ausschließlich die öffentliche Meinung in Deutschland beherrschte. In diesem fröhlichen Bemühtsein ist wohl der Hauptgrund zu finden, welcher den Verfasser veranlaßte, diese Arbeiten hier nochmals zu reproduziren. Denn er sagt selbst in dem Vorwort an Eduard Lasker: „Das Erreichte bedarf der Abwehr gegen Rückströmungen, welche jeder großen Reform zu folgen pflegen und sie mit Untergang oder mit Verstümmelung bedrohen.“

Eine dritte Gruppe der Rechts- und Kulturstudien Braun's, welche diese drei Bände enthalten, plaidirt für die Zukunft, wo es ein bürgerliches Recht geben wird im deutschen Reiche vom Fels zum Meer. Da werden alle diese Untersuchungen, die ein volles Jahrzehnt anhäuften in der Mappe des deutschen Reichsbürgers, uns zeigen, welch unzerstörliches Leben in ihnen kreist. Denn all die Probleme, welche er hier anregt und zu lösen sucht: „Die Vaterschaftsklage“*), „Die Wirthschafts- und die Rechts-Kultur“ (1869), „Die Physiologie des Eigenthums und Erbrechts“ (1865), „Zur Geschichte des deutschen Waldes“ (1872), „Die Geschichte des Rheingauer Markwaldes“ (1873),** alle diese Fragen harren der Entscheidung durch das künftige deutsche Reichs-civilgesetzbuch. Beiläufig bemerkt, steckt auch in allen diesen Arbeiten, namentlich in den letztgenannten, eine so achtungswerthe Fülle von Quellen- und Geschichtsstudien, daß kein zünftiger Gelehrter am Beginn des kathedersocialistischen Zeitalters unserer Tage sich ihrer zu schämen brauchte.

Wenn man versuchen will, den geehrten Leser über den sonstigen Inhalt der starken drei Bände kurz zu orientiren, so geschieht es wohl am raschesten nach dem topographischen oder internationalen Gesichtspunkt. Im ersten Band sucht der Verfasser die Beziehungen zu unsern Nachbarn aus eigenem Augenschein und eigener Erfahrung zu erörtern und zu klären (zunächst zu den Franzosen und Holländern); nur eine Abhandlung „auf dem Memeler Leuchtturm“ (1872) ist dem Entwicklungsgang der deutschen Geschichte in den letzten Jahren gewidmet; der zweite und dritte Band spielt auf heimischem Boden; der zweite verweist bei der deutschen Küche, dem deutschen Wein und den deutschen Eigennamen, der dritte behandelt pathologisch und therapeutisch einige der vornehmsten unserer centrifugalen Gewalten, die Demokratie und den Ultramontanismus, die Rothhen und die Schwarzen in außerlesenen Exemplaren: Johann Jacoby und Bischof Ketteler.

Es wäre nutzlos viel im Einzelnen über diese Abhandlungen zu sagen.

*) 2. Bd. S. 1873 — 218, geschrieben 1864.

**) Die letztgenannten Arbeiten Bd. 3, S. 119 — 293.

Denn so bunt und mannigfaltig die Reihenfolge der Bilder ist, welche die drei Bände vereinen, so vielseitig und anmuthend ist jeder der einzelnen Stoffe behandelt. Selten ist das französische Volks- und Familienleben, namentlich die eigenthümliche Stellung der französischen Frau im Hause, im Geschäft, lebendiger und wahrer charakterisirt worden, als in der dem Titel nach scheinbar nur zu einer Reiseskizze angelegten Arbeit „Dreimal in Nancy.“*) Bei dieser Gelegenheit erhalten wir auch einen stattlichen Beitrag zur Geschichte Altklothingens. Namentlich die Geschichte des „Notars von Meh“**) ist höchst lehrreich für die Leistungsfähigkeit des französischen Glaubensfanatismus und der französischen Glaubenseinheit. Dasselbe Streben, sich in die volle Eigenthümlichkeit, in die Vorzüge und Fehler eines benachbarten und obendrein uns stammverwandten Volkes einzuleben, begegnet uns in der ersten Studie „Bei Wynheer und seinem Nachbar.“***) Diese Studie verweilt mit gleicher Freude und Schärfe der Beobachtung bei den Eigenthümlichkeiten niederländischer Gesellschaftsfitte und bei dem Bilde niederländischer Städte und Landschaften wie bei den Sonderbarkeiten der holländischen Sprache und den hervorragendsten Erzeugnissen holländischer Literatur — auch die albernen Deutschfressereien des schwäbischen Renegaten und holländischen Schulmeisters Herrn Sicherer bekommen dabei ihr Theil ab, ohne daß Herr Sicherer etwa befürchten müßte, bei dieser Gelegenheit unter die holländischen Klassiker gesteckt zu werden. Wenn Braun selbst in seinem Vorwort an Laßker die Befürchtung ausdrückt, sein Streben nach Gerechtigkeit werde ihn „nicht vor Vorwürfen schützen gegenüber einer Nation, welche so außerordentlich empfindlich ist, wie unsere Vettern in Holland“, so kann eine Thatsache doch ihm mildernde Umstände bei dem Völkchen an der Schelde eintragen, die nämlich, daß die erste Hälfte seiner Arbeit im Jahr 1869, die zweite im Jahr 1872 geschrieben ist, die dunkeln Punkte Hollands von 1870/71 also mit dem Mantel der Liebe bedeckt sind. Wir Journalisten wissen ebenso wie z. B. die Militärischen Blätter von der holländischen Verwandtschaft in diesen kritischen Tagen so viel zu erzählen, daß wir kaum so glimpflich geurtheilt hätten, wie der Verfasser.

Was nun die Artikel Braun's aus der Heimath anlangt, über die deutsche Küche, den deutschen Wein, von deutschen Eigennamen, so möchten wir darüber, obwohl wir ganze Seiten mit den spannendsten Auszügen füllen könnten, doch am wenigsten verrathen und durchaus auf das Original verweisen. So selten ist bei vorwiegend politischen Schriften die Gelegenheit zu der Versicherung gegeben, daß auch die Frauen großes Behagen bei der Lectüre em-

*) Bd. 1. S. 1—105.

**) ebd., S. 106—161. Geschrieben 1866.

***) ebd., S. 169—314.

pfinden werden, daß der Fall, der die erwünschte Gelegenheit bietet, doppelt willkommen heißen werden muß. Hier ist sie gegeben — man benutze sie, man wird es nicht bereuen!

Von den heiteren Wandelbildern endlich, welche unter dem schwermüthigen Titel „Centrifugale Gewalten“ uns vorgeführt werden, um uns die wohlgetroffenen Charakterbilder Johann Jacoby's und des Bischofs Ketteler mit Humor und Freimuth zu zeichnen, verbietet uns theilweise die angeborene Bescheidenheit viel rühmendes zu sagen. Denn der Artikel über Johann Jacoby hat in der Hauptsache etwa vor Jahresfrist in den Grenzboten gestanden, anonym, weil er durch das Geheimniß des Verfassers doppelt wirken sollte, was in seltenem Maße gelungen ist. Denn Jedermann hat damals den Verfasser für ein wohlmeinendes Mitglied der Fortschrittspartei gehalten. Und zu dem Artikel über Ketteler ist vielleicht die erste Triebkraft auch aus dem Stamme hervorgegangen, auf dem die „grünen Blätter“ wachsen!

So haben wir denn einen, freilich in dem harten Drange des letzten Quartals sehr flüchtigen Umblick auf den reichen Inhalt des neuesten Werkes Karl Braun's geworfen, und wir meinen diese Umschau nicht besser schließen zu können, als mit den Worten des Verfassers selbst in seiner Vorrede, die in tiefster, bescheidener Weise eine bessere captatio benevolentiae an die Gunst des Lesers enthalten, als lange Auszüge sie werben könnten. „Es geht Einem“ sagt Braun, „wie es Friedrich Rückert in jenem schönen Gedicht schildert. Man strebt seinem Sterne zu und hofft ihn zu erreichen. Solange er vor uns steht, ist es der Morgenstern. Aber auf einmal wird man gewahr, daß man schon an ihm vorbei ist und daß aus dem Morgen- der Abendstern geworden. Da sucht man denn bei diesem abnehmenden Glanze zu sammeln, was man etwa errungen; zu sammeln nicht für sich und die Seinen, sondern vor Allem für die Freunde und Gesinnungsgenossen, welchen man ohnehin von dem, was man etwa geleistet, den besseren Theil verdankt.“

Möge den Verfasser, der so anerkennend die Beihülfe der Freunde bei seinem Thun würdigt, die Theilnahme der Freunde auch bei diesem neuesten Werke begleiten.

Hans Blum.

Vom preussischen Landtag.

Berlin, den 13. Dezember 1873.

Zeitungsleser und Berichterstatter sollten den Ultramontanen eine Dankadresse votiren. In dieser Landtagszeit der Berathung des Staatshaushalts mit ihren technischen Einzelheiten, für die man doch selbst von dem Leser kein